

SONNTAGSBEILAGE

National-Zeitung Basel, Nr. 299, Sonntag, 2. Juli 1961

Vom Auftrag der protestantischen Theologie heute

Zur Diskussion um die Nachfolge von Karl Barth

Theologie und Politik

Von Rolf Eberhard



Rolf Eberhard, Inlandredaktor der National-Zeitung.

Einiges von dem, was von den Gegnern einer Berufung Helmut Gollwitzers an die Theologische Fakultät der Universität Basel geäußert wurde, war tatsächlich richtig: «Die Begegnung zwischen Theologie und Politik ist so alt wie die Verkündigung des Evangeliums». Ebenfalls richtig: «(Deshalb) verdienen bis heute alle Begegnungen zwischen Theologie und Politik das Prädikat wichtig.» Ist nun aber «die Diskussion, die sich zurzeit bei uns in Basel abspielt wegen der Frage, ob der deutsche Theologe Helmut Gollwitzer als Nachfolger Karl Barths auf den Lehrstuhl für systematische Theologie berufen werden soll», tatsächlich «das jüngste Beispiel» für die

genannte Begegnung? Bisher ist u. E. bei der Erörterung der Sache — wie sie in der «Weltwoche», in den «Basler Nachrichten» betrieben wurde — die Politik hübsch bei sich selbst geblieben. Es standen politische — oder doch politisch verstandene — Äusserungen Gollwitzers zur Debatte, und sie wurden politisch beantwortet. Die Antwort lautete: — und dies in seltsamem Widerspruch zur zugestandenem Behauptung, dass sich die Begegnung zwischen Theologie und Politik gar nicht vermeiden lasse! — einfach dahin, dass «wir in Basel» diese Begegnung weder brauchen noch wollen; darum dann, weil mit und in der Person des in Frage stehenden Helmut Gollwitzer diese Begegnung «droht», die Ablehnung des in erster Linie genannten Kandidaten.

Klarheit der Begriffe

So geht es nicht. Man muss in diesem Gespräch bei der Stange bleiben. Es darf nicht nur vom «politischen Gollwitzer» — und im Gegensatz dazu von offenbar unpolitischen wenn nicht gar weltfremden Kandidaten — die Rede sein. Es muss vielmehr überlegt werden, ob es, wenn theologische Äusserungen politische Funken schlagen, damit theologisch seine Richtigkeit habe. Man muss der Begegnung zwischen Theologie und Politik standhalten.

Halten wir uns an die gängigsten Begriffsbestimmungen. Demnach wäre Politik: «alle auf das öffentliche Leben zielende Tätigkeit und Bestrebung»; Theologie: «Die Wissenschaft von Gott und besonders vom christlichen Glauben. Die protestantische Theologie — um die es im Guten wie im Bösen im konkreten Falle geht — hält sich dabei an die Verkündigung Gottes in Christus und betrachtet das göttliche Wort der heiligen Schrift als alleinige Grundlage ihrer

gen hat — und dies ist dann die Begegnung zwischen beiden! — sich gegen die «eigene» Politik richtet, die sich darin, dass sie diese Kritik erträgt, als in Wahrheit «freiheitlich» erweist.

Es ist ein groteskes Missverständnis, in dieser Kritik der Politik Gewalt und Zwang angetan zu sehen. Es handelt sich dabei im Gegenteil um ihre Befreiung. Es handelt sich auch um die Befreiung des Politikers. Letzte Ansprüche erheben, letzte Entscheide treffen: Wer könnte dies wagen? Aber im Vorletzten darf die Politik ihre «Tätigkeit» entfalten, ihre «Bestrebung» an den Tag legen; das kann der Politiker bewältigen.

Es hat also offenbar seine — theologische! — Richtigkeit, wenn es zur Begegnung zwischen Theologie und Politik kommt. Es wäre keine rechte Theologie, wenn sich diese Begegnung nicht ergäbe. Es hat auch seine Richtigkeit, wenn dabei Worte der Kritik erfolgen und wenn sich diese Kritik zuvörderst an die eigene Adresse richtet. So weit hat es also auch mit dem «politisierenden Theologen» Gollwitzer seine Richtigkeit.

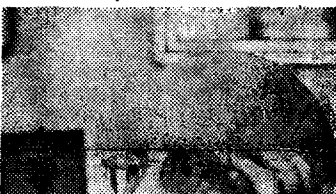
Quod erat demonstrandum

Aber nun noch die «moderne Gretchenfrage»: «Wie hält er es mit West und Ost?» Was ist davon zu halten, was er den bedrängten Brüdern in der sowjetischen Zone Deutschlands und weiter nach Osten, gelegentlich, gesagt hat? Er habe sie auf das Anliegen des Glaubens verwiesen — sie, gelinde gesagt, zum Leisetreten aufgefordert. Sollte er — um bei der Zone zu bleiben — 17 Millionen Menschen zum Martyrium aufrufen? Hat er nicht alles gesagt, was man ehrlicherweise sagen kann, wenn er sie dazu aufruft, sich für die schrittweise Ent-Totalisierung ihres Staates einzusetzen? Ist es so verblendet, die dem Osten gegenüber von der «freiheitlichen Welt» befolgte Politik, die in langen Jahren diese Ent-Totalisierung ihrerseits um keinen Schritt näher gebracht hat, vielleicht nicht der Weisheit letzten Schluss zu nennen?

So ist wohl, was sich in Helmut Gollwitzers theologischer Tätigkeit an Begegnung zwischen Theologie und Politik ergeben hat, von beiden Seiten gesehen richtig. Seine Berufung nach Basel wäre nicht nur unbedenklich, sondern hocherfreulich, gerade weil man, nach seinem bisherigen Gang, damit rechnen darf, dass es zu der «wichtigen» Begegnung weiterhin kommen wird, ohne welche Theologie wie Politik entarten.

Gollwitzer als moderner Theologe

Von Prof. Dr. Eduard Thurneysen, D. D.



In der um Gollwitzer entbrannten Diskussion darf und muss doch einmal mit Nachdruck ausgesprochen werden, dass dieser Mann sich nicht nur mit politischen Dingen befasst hat, sondern dass er ein Mann der Wissenschaft ist, ein Theologe, und

gerade seinem «Handwerk» ganz neu hingeben: Er musste sich in Bonn wieder einarbeiten in seine Lutherforschungen, denen seine erste grosse Publikation über die Abendmahlslehre gegolten hatte. In Berlin warteten ebenfalls ganz neue Lehraufträge auf ihn.

Dazu kommt, dass Gollwitzer durch seinen erzwungenen Russlandaufenthalt auf das Studium des Marxismus gestossen wurde. Er gilt heute unter den Theologen Deutschlands als der einzige wirkliche Fachmann auf diesem Gebiete, der nicht nur von der durch den Kommunismus bedrängten deutschen Kirche im Osten, sondern auch durch staatliche Stellen als genauer Kenner der kommunistischen Ideologie immer wieder in Anspruch genommen wird. Aber auch da ist er der Wissenschaftler, so gewiss ihn die reale politische Situation um der Kirche willen und ihrer im Osten bedrängten Gemeinden bewegt und beschäftigt und zu Äusserungen zum Tagesgeschehen nötigt.

Seelsorger für Unterdrückte

Dazu noch ein Wort. Man wirft Gollwitzer «Ostkontakte» vor. Es ist wahr: Gollwitzer ist immer neu angefordert von Kirchenleitungen und Gemeindegliedern in Ostdeutschland, die seinen Rat über ihr Verhalten in den täglichen Anfechtungen ihrer Lage haben wollen. Er ist geradezu zum seelsorgerlichen Dienst getrieben. Aber weil seine Theologie auf kirchlichen Dienst ausgerichtet ist, kann er diese in die politische Lage eingreifenden Ratschläge keinesfalls verweigern. Er gibt sie, vergisst aber auch da nicht, dass er nicht als Politiker, sondern in erster Linie als Theologe zu sprechen hat.

Und nun steht es so: Gollwitzer ist der Meinung, dass man den bedrängten Christen in der ostdeutschen Zone als Lehrer der Kirche damit keinen Dienst tut, dass man den Kreuzzug gegen den Kommunismus predigt. Dass er einen solchen Kreuzzug ablehnt, das ist es — wenn ich recht sehe —, was man ihm verargwöhnt. Er steht jedoch nicht weniger als irgendeiner von uns in tiefer Ablehnung des östlichen Terrorismus, des östlichen Totalitarismus und also erst recht des kommunistischen Atheismus. Er hält es freilich nicht für sinnvoll und notwendig, dies immer aufs neue auszusprechen. Was er vor Augen hat, das ist die Situation derer, die heute unter all diesen Greueln zu leben haben als Christen. Ihnen rät er, im Glauben an Gott, der sie auch in dieser Lage nicht verlässt, diese ihre Lage anzunehmen. Aber annehmen heisst für ihn nicht sie bejahen in dem Sinne, «dass damit die Annahme einer bestimmten sozialistischen Doktrin den Gliedern der Kirche im Namen Gottes zur Pflicht gemacht werde». Sie sollen «nicht Sozialismus predigen. Das wäre innere Gleichschaltung und Aufhebung der christlichen Freiheit zugunsten eines weltanschaulichen Gesetzes». Weiter: Annehmen heisst nicht «Bejahung der unrechtmässigen Methoden», erst recht nicht «Bejahung des Atheismus». Annehmen heisst: «Eine Lage annehmen als eine Lage, in die Christus selber (im Osten) seine Kirche bringt» mit der Frage: «Wozu bin ich (als Christ) hierher gesandt, um (auch in dieser Lage) zu dienen?» Und dienen heisst ganz schlicht: Die Christen haben hier einen Missionsauftrag. Damit ist jener Rat des Propheten Jeremia an die Juden in der Babylonischen Gefangenschaft aufgenommen: «Suchet der Stadt Bestes.»

Also nochmals: Keine Kreuzzugspredigt, keine Aufstachelung zur politischen Gegenwehr, zur Revolution, aber auch keine Gleichschaltung der Kirche, sondern durchhalten und den Dienst der Liebe nicht verweigern, sondern tun, der auch hier christlich geboten ist. Ist das nun Prokommunismus? Ich entnehme die eben angeführten Zitate der in dieser Sache besten und schönsten Schrift Gollwitzers: «Das sowjetische System und die christliche Kirche» (erschienen in «Spannungsfelder der evangelischen Sozialethik», Furche-Verlag, Hamburg).

Der Lehrer

Zum Schluss die vielleicht unnötige Feststellung, dass Gollwitzer in seinem ganzen theologischen Denken die Linie aufnimmt, die sein Lehrer Karl Barth gezogen hat, und die, einfach gesagt, bedeutet, dass das Wort Gottes in der Bibel für uns die alleinige Autorität sein kann, unter die wir uns stellen. Die Fülle der Aufgaben, die mit dieser Erkenntnis gegeben ist, ist heute noch unübersehbar gross. Goll-

Halten wir uns an die gängigsten Begriffsbestimmungen. Demnach wäre Politik: «alle auf das öffentliche Leben zielende Tätigkeit und Bestrebung»; Theologie: «Die Wissenschaft von Gott und besonders vom christlichen Glauben. Die protestantische Theologie — um die es im Guten wie im Bösen, im konkreten Falle geht — hält sich aber an die Offenbarung Gottes in Christus und betrachtet das göttliche Wort der heiligen Schrift als alleinige Grundlage ihrer Aussagen.» Bitte: Diese Sätze sind aus einem gewöhnlichen Konversationslexikon ausgeschrieben; sie dürfen deshalb wohl das Material abgeben, mit dem das Gespräch in der politischen Tageszeitung bestritten wird.

Was geschieht nun bei der Begegnung zwischen jener Tätigkeit und dieser Wissenschaft? Zunächst: Die Begegnung lässt sich — wie geahnt — nicht vermeiden. Es geht in der Theologie darum, den Anspruch herauszuarbeiten, der mit der Offenbarung Gottes gegeben ist. Dieser Anspruch richtet sich an den Menschen, der, gleichsam, schon besetzt ist: nicht zuletzt vom «öffentlichen Leben». Nun ist zwar die Theologie nicht jener Anspruch der Offenbarung selbst. Sie tritt also mit den anderen Ansprüchen, denen sich der Mensch ausgesetzt sieht, nicht in direkte Konkurrenz. Sie ruft ja den Menschen nicht zur Theologie. Sie zeigt nur, wie er zu Gott gerufen ist. Indem sie aber vom Anspruch Gottes an den Menschen handelt, kommt sie unausweichlich den anderen Ansprüchen — unter ihnen denjenigen des «öffentlichen Lebens», des Staates, der Politik. Da haben wir es schon!

Sie stellt — wie sollte sie es anders halten? — den Anspruch Gottes am höchsten. Das gehört mit dazu, dass sie, wie wir es genannt haben, «den Anspruch, der mit der Offenbarung Gottes gegeben ist, herausarbeitet». Insofern ihr kein anderer Anspruch der höchsten sein kann, wertet sie alle anderen Ansprüche ab, auch diejenigen des öffentlichen Lebens, des Staates, der Politik. Da haben wir es schon!

Nun tut die Theologie — immer nach der Definition des Konversationslexikons — dies ja nicht freihändig. Sie liest in der Schrift nach, was neben dem Anspruch Gottes aus den anderen Ansprüchen wird. Dabei ergeht es ihr — und uns! — seltsam. In der Bibel ist von solchen Ansprüchen auf zweifache Weise die Rede. Sie kommen alle, zunächst, nicht gut weg. Warum es verschweigen? «Wer nicht Vater und Mutter verlässt um meinetwillen...». «Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser». «Lass die Toten ihre Toten begraben!» Da geht es dem Staat und seiner Politik noch gut: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist...», «Seid untertan der Obrigkeit...». Aber schon der «Vater des Glaubens», Abraham, wird herausgerufen «aus seinem Vaterlande», und von daher fällt auf das «Nationale» an der Politik ein seltsames Licht.

Jedoch gewinnen, an ihren rechten — nämlich den vorletzten — Platz gestellt, diese Ansprüche und die Ordnungen, für die sie stehen, gerade ihre rechte Würde. Auch dies sei nur angedeutet: die heilige Familie, «ehre Vater und Mutter», die «Ehe» zwischen Christus und der Gemeinde, u. a. m.

Die Befreiung der Politik

Wenden wir uns noch einmal der Politik zu und dem Schicksal, das ihr beschieden ist unter dem Zugriff der Offenbarung. Sie wird so überhaupt erst möglich und wahr. Wo ihr Anspruch nicht beschnitten wird, wo sie einen «totalen» Anspruch erheben darf, kommt es zu schauerhaften Verzerrungen. Wir haben sie vor Augen. Nur in der Begegnung mit dem letzten Anspruch, nur unter der Kritik, die ihr gegenüber — ebenso zwangsläufig wie beiläufig — von der Theologie erhoben wird, wird Politik erträglich. Eine Politik, die sich diese Grenze, die sich diese Kritik nicht mehr gefallen lässt, ist schon auf bösem Wege.

Diese Kritik richtet sich an die Politik schlechthin. Sie hat sich nicht in erster Linie an die fremde Politik zu richten, sondern an die eigene. Es war in der Auseinandersetzung um Gollwitzer in letzter Zeit gern die Rede von den «frommen Leuten» und ihrem Anliegen — bis hin zu ihrem Ruhebedürfnis. Dass es damit nur nicht herauskomme wie mit jenem frommen Manne, der im Tempel stand und nichts anderes zu sagen wusste als: «Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht bin wie jener!» Die gute Haltung ist diejenige des anderen, der sprach: «Gott sei mir Sünder gnädig!» Es ist somit doppelt in Ordnung, wenn die Kritik, die die Theologie an der Politik anzubrin-



Eduard Thurneysen, ehemaliger Hauptpfarrer am Basler Münster, a. o. Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Basel, zur Zeit Gastdozent an der Universität Hamburg und an der Kirchlichen Hochschule Berlin-West.

keinen Eintrag tun darf, das weiss Gollwitzer sehr genau. Der christliche Glaube, der, im weitesten Sinne verstanden, der Gegenstand aller theologischen Bemühung ist, würde sofort entarten, wenn die denkerische Durchdringung der Glaubenswahrheit aussetzen würde.

Ein Mann der Wissenschaft

Gollwitzer hat bei Antritt seines Lehramtes an der Freien Universität in Berlin dieser Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit eine eingehende Untersuchung gewidmet unter dem Titel: «Die Theologie im Hause der Wissenschaften.» Er hat dieses Thema noch einmal aufgenommen von der Seite der Beziehung, in der die theologische Wissenschaft zur Kirche steht in einer weitgespannten Darstellung unter dem Titel: «Die neuere Theologie und die christliche Gemeinde.» Beide Arbeiten sind frei von enger Betrachtungsweise, im Gegenteil, sie atmen eine vorurteilslose Offenheit für wahrhaft wissenschaftliches Arbeiten, sie führen die Auseinandersetzung mit der ganzen einschlägigen Literatur und sind frei von «politischen» Seitenblicken. Es stimmt also keinesfalls, dass, wie behauptet worden ist, Gollwitzer «jede theologische und kirchliche Frage verpolitisiere».

Dass Gollwitzer auch die Beziehung des Glaubens und also des kirchlichen Verkündigens und Handelns zur Welt und damit zum Staat in seine theologische Arbeit miteinbezieht, ist wahr. Aber auch das geschieht nicht unter Absehen von strenger wissenschaftlicher Ueberlegung. Es geschieht auch in den Ergebnissen so, dass dabei nicht etwa irgendeinem freiheitsfeindlichen, absolutistischen Staatssystem das Wort geredet würde. Ich verweise auf eine ausführliche, 1957 erschienene Arbeit über die christliche Freiheit unter dem Titel «Bürger und Untertan». Eine schönere Rechtfertigung gerade der Demokratie lässt sich nicht denken als sie hier geliefert wird, wobei eine Ableitung der Demokratie aus dem christlichen Glauben erfolgt, an der auch nichts auszusetzen ist: Gollwitzer weiss um die tiefe Perversion alles freiheitlichen Denkens im totalitären System.

Endlich wäre hier noch anzuführen sein Beitrag über «Krieg und Christentum» in der neuen Auflage des Standardwerks «Die Religion in Geschichte und Gegenwart». Dieser Beitrag sollte von allen studiert werden, die Gollwitzer einen «angriffsigen Pazifismus und Antimilitarismus» vorwerfen.

Das alles sei hier angeführt, um Gollwitzers wissenschaftliche Qualifikation zu erweisen. Es kann keine Rede davon sein, dass Basel durch eine Berufung Gollwitzers das «Genie» Barth durch ein «bloss proklamiertes Genie» ersetzen wolle, statt sich «für eine Spanne Zeit mit theologischem Handwerk» zu begnügen. Nein, Gollwitzer ist weder ein wirkliches, noch ein bloss proklamiertes Genie, er ist eben das, was, richtig verstanden, ein wirklich guter und genauer wissenschaftlicher «Handwerker» zu nennen wäre.

Gollwitzers Laufbahn wurde unterbrochen durch das Dritte Reich, durch Krieg, durch Gefangenschaft. Nachher musste er sich zunächst

In der um Gollwitzer entbrannten Diskussion darf und muss doch einmal mit Nachdruck ausgesprochen werden, dass dieser Mann sich nicht nur mit politischen Dingen befasst hat, sondern dass er ein Mann der Wissenschaft ist, ein Theologe, und zwar ein Theologe von Rang und Bedeutung. Die Theologische Fakultät unserer Stadt und die Kuratel der Universität haben wohl gewusst, was sie getan haben, als sie der Regierung seinen Namen nach reiflicher Beratung als ersten und an dieser ersten Stelle als einzigen zur Berufung als Nachfolger von Prof. Karl Barth vorgeschlagen haben.

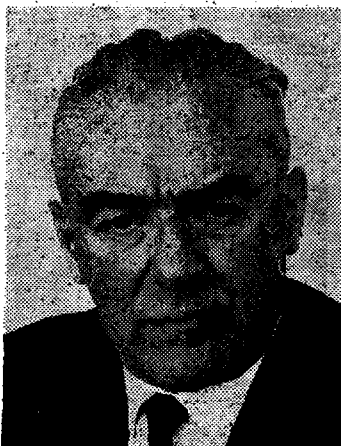
Gollwitzer dient der Wissenschaft und nur ihr. Freilich immer so, dass er die theologische Wissenschaft streng ausgerichtet sieht auf den Dienst an der Kirche. Dass der Dienst an der Kirche der strengen Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit

Zum Schluss die vielleicht unnötige Feststellung, dass Gollwitzer in seinem ganzen theologischen Denken die Linie aufnimmt, die sein Lehrer Karl Barth gezogen hat, und die, einfach gesagt, bedeutet, dass das Wort Gottes in der Bibel für uns die alleinige Autorität sein kann, unter die wir uns stellen. Die Fülle der Aufgaben, die mit dieser Erkenntnis gegeben ist, ist heute noch unübersehbar gross. Gollwitzer ist kein «Barthianer», der meint, ausruhen zu können auf dem, was sein Lehrer erarbeitet hat. Aber er nimmt die Arbeit auf, die durch diese Aufgaben gestellt ist. Er ist ein genauer Kenner der Theologie Barths, er weiss aber auch, dass diese Theologie zur Weiterbildung auffordert. Und er hat sich dieser Aufforderung gestellt. Ihn beschäftigt heute vor allem der Neuanfang in der neutestamentlichen Arbeit, wie sie durch Rudolf Bultmann und seine Schule gegeben ist. Hier systematische Klärung zu schaffen, ist ihm ein heisses Anliegen. Und dies würde für die theologische Aufgabe, die uns in der schweizerischen, aber darüber hinaus in der ganzen europäischen und amerikanischen theologischen Forschung gestellt ist, Wesentliches bedeuten. Gollwitzer würde, so gesehen, ein bedeutsamer Fortführer der theologischen Arbeit Karl Barths werden, wenn er nach Basel gerufen würde. Wäre das denn so unerwünscht? Wäre es nicht eine Bereicherung unserer Fakultät, wie wir sie uns nicht besser denken können?

Dazu kommt, das sei noch hervorgehoben, dass Gollwitzer ein begnadeter Lehrer ist. Ich habe gegenwärtig einen Gastlehrauftrag an der Kirchlichen Hochschule in Berlin. Ich kann also einigermaßen erkennen, wie sehr gerade Gollwitzer in einer Arbeit steht, die weite Kreise zieht. Und ich habe Gelegenheit, sein Lehren aus nächster Nähe zu beobachten, indem ich mit ihm zusammen ein Seminar über Predigtarbeit leite. Gollwitzer ist in einem ausserordentlich lebhaften Gespräch mit seinen Studenten. Sie sind in seltener Weise von ihm angeregt. Und endlich: Gollwitzer ist ein Prediger, unter dessen Kanzel die Gemeinde sich so zahlreich sammelt, wie es in der kirchlich wenig lebendigen Gemeinde der Grosstadt selten ist. Er verkündigt als Lehrer und als Prediger Jesus Christus so, dass auch der nihilistische und areligiöse Mensch der Gegenwart aufhorcht, weil er sich von diesem Lehrer und Prediger angesprochen weiss.

Universität — Stätte freien Geistes

Von Prof. Dr. Walter Muschg



Walter Muschg, Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel.

Vor einem Menschenalter wollten freidenkerische Kreise in Basel die Theologische Fakultät abschaffen, weil sie ein überlebtes Anhängsel der Universität sei, das mit moderner Wissenschaft nichts zu tun habe. Heute ist im schweizerischen Blätterwald wieder von unserer Theologischen Fakultät die Rede, weil gewisse Leute befürchten, sie könnte durch die Berufung eines gewissen Theologen ein zu gefährliches geistiges Energiezentrum werden. So ändern sich die Zeiten.

Dieser Umschwung der Dinge begann mit der Berufung des umstrittenen Karl Barth nach Basel. Vor allem dank ihm wurde die Theologische Fakultät ein Stolz unserer Universität und erlangte Weltruf. Für viele Menschen in der ganzen Welt ist die Universität Basel die Universität, an der Karl Barth lehrt. Durch die Berufung seines bedeutendsten Schülers würde sie für viele zur Universität, an der Helmut Gollwitzer lehrt. Das würde etwas anderes bedeuten, denn Gollwitzer ist der Vertreter einer jüngeren Theologengeneration. Er verkörpert die «Bekennende Kirche» der Nachkriegszeit, die aus der bedeutendsten Front des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus hervorgegangen ist und

Im heutigen Deutschland eine wichtige Aufgabe erfüllt. Die Frage ist, ob man in Basel eine so eigenwillige Persönlichkeit wünscht.

Schon Karl Barths Wirken war von der Aura eines ständigen Aergernisses umgeben. Das Aergernis in den Augen der Welt ist nach seiner Lehre ein notwendiges Element der christlichen Verkündigung. Er machte es, fussend auf grossen Vorgängern, wieder zum Fundament einer lebendigen Kirche und weckte damit ein weltweites Echo, das eine Antwort auf alle sklavische Unterwerfung unter die herrschenden Mächte dieser Zeit ist. Dasselbe christliche Aergernis gibt Gollwitzer, der sich herausnimmt, als Theologe eine andere Meinung über die Zeitereignisse zu haben, als die politisch heute massgebenden Gruppen sie der Öffentlichkeit einhämmern. Er hält die gegenwärtige deutsche Politik für verfehlt, für den Ausdruck eines verhängnisvollen deutschen Selbstbetrugs. Es ist klar, dass durch seine Berufung nicht nur das Ansehen, sondern auch das Aergernis fortgesetzt würde, das seit der Berufung seines Lehrers unsere Theologische Fakultät auszeichnet, und die Frage ist, ob das im Interesse unserer Universität liegt. Diese Frage kann nicht grundsätzlich genug, also unabhängig von Personen, gestellt werden.

Die Universitäten laufen heute überall Gefahr, wie die Parlamente zu blossen Börsen materieller und praktischer Interessen herabzusinken. Bei der Behandlung vieler akademischer Fragen, namentlich bei der Besetzung vakanter Lehrstühle, schalten sich Berufsgruppen ein, die an einer bestimmten Professur direkt interessiert sind, und machen ihren Einfluss geltend. Ihnen liegt in erster Linie daran, dass in der Belieferung der Öffentlichkeit mit Aerzten, Pfarrern, Beamten, Advokaten, Physikern oder Geologen kein Unterbruch entsteht. Die Forschung als solche kümmert sie nicht, sie denken nur an das reibungslose Funktionieren ihrer beruflichen Institutionen, das vom pausenlosen Nachschub an tüchtigen Funktionären abhängt. Ob beispielsweise ein junger Lehrer sich wissenschaftlich weiterbilden will, ist ihnen gleichgültig, in ihren Augen braucht er nur die Ausweisungspapiere, die seine Anstellung an einer Schule ermöglichen.

Zumutungen an die Universität

Es ist eine rühmliche Besonderheit der Basler Universität, dass bei der Neubesetzung ihrer Lehrstühle den direkt interessierten Kreisen der Stadt ein Mitspracherecht eingeräumt wird. Nicht weniger rühmlich und in einzelnen Fällen grossartig ist aber, dass man diese Stimmen nicht überborden lässt, sondern unter Umständen entschieden über sie hinweggeht, um neben den praktischen Aufgaben der Universität auch die der reinen Wissenschaft zu ihrem Recht kommen zu lassen. Der Ausgleich zwischen Forschung und Lehre muss immer neu gesucht werden, und er wird immer schwerer, weil die Ansprüche von beiden Seiten immer massiver auftreten. Und natürlich sind es vor allem die Ansprüche der Praktiker, die sich den verantwortlichen Behörden wie Bleigewichte anhängen, um die Freiheit ihrer Wahl einzuschränken. Gäbe man ihnen nach, so wäre die Universität längst zur blossen Berufsschule herabgedrückt. Wir sind auch in Basel schon bedenklich weit auf diese schiefe Ebene hinausgeraten und haben allen Grund, uns für den Grundgedanken der Universität zu wehren.

Die gefährlichste Zumutung an die Universität ist heute in allen Ländern der Anspruch der Politiker, die es nicht zulassen wollen, dass man anders denkt als sie. Ihre Intoleranz ist das Unglück unserer Zeit, mit den Vokabeln des Kalten Krieges kann man auch bei uns in der Schweiz viel erreichen. Ein Gelehrter, der einmal als «Prokommunist» verdächtigt worden ist, kann vor dem breiten Publikum nur schwer verteidigt werden, auch wenn der Vorwurf aus der Luft gegriffen ist, weil wir in einer politisch vergifteten Luft leben. Desto unmissverständlicher muss festgestellt werden, dass die Bekämpfung

eines Hochschullehrers mit solchen politischen Argumenten ein Angriff auf die akademische Lehrfreiheit ist. Es ist ein peinliches Schauspiel, wenn eine bedeutende Persönlichkeit in einem politischen Wahlkampf in den Schmutz gezogen wird. Noch viel peinlicher ist es aber, wenn diese Verleumdungskampagnen, die unsere Demokratie bei der Jugend in Verruf gebracht haben, auf die Wahl eines Hochschuldozenten übertragen werden. Es wäre ein übles Nachspiel zu unserem Universitätsjubiläum mit seinen vielen guten Wünschen für die Zukunft unserer Alma mater, wenn es Stimmen aus den politischen Parteien gelänge, die Diskussion über einen Mann vom Rang Gollwitzers auf das Niveau unserer Wahlkämpfe herunterzuziehen und dadurch seine Berufung zu hintertreiben. Wer die Universität Basel vor dem Absinken zur provinziellen Bedeutungslosigkeit schützen will, kann es nicht zulassen, dass die Politiker über die Besetzung eines Lehrstuhls entscheiden.

Diese grundsätzlichen Überlegungen gehen für mich allem andern voran. Zur Persönlichkeit Gollwitzers bemerke ich bloss, dass ich sein Wirken an Hand seiner Publikationen seit langem mit Bewunderung verfolge, nicht immer zustimmend, aber dankbar dafür, dass Deutschland heute eine solche Gestalt aufzuweisen hat. Zivilcourage, geistige Leuchtkraft und echte Menschenliebe sind bitterselten geworden. Er besitzt sie. Es wäre Basels würdig, wenn auch in diesem Fall der Sinn für Rang den Ausschlag gäbe.

Von der Kirche aus betrachtet

Von Pfarrer Emanuel Kellerhals



Emanuel Kellerhals, Pfarrer zu St. Johannes in Basel.

Unsere Theologische Fakultät ist durch die bevorstehende Wahl eines neuen Professors für systematische Theologie über Nacht aus ihrem Dornröschendasein herausgerissen und mitten ins Schlachtfeld der öffentlichen Meinungskämpfe versetzt worden. Worum geht es bei der Frage, ob als Nachfolger von Karl Barth einer seiner deutschen Schüler, Helmut Gollwitzer in Berlin, gewählt werden soll?

Wenn man, wie der Schreibende, zu den älteren Semestern gehört, dann ist man immer wieder beeindruckt durch die Tatsache, dass sich seit der eigenen Studienzeit das Schwergewicht der theologischen

Disziplinen offenkundig von den historischen und exegetischen zu den systematischen Fächern verschoben hat. Vor 40 und mehr Jahren stand die historisch-kritische Textforschung, die sich mit den Fragen der «Echtheit» oder «Unechtheit» einzelner Bibelworte oder ganzer biblischer Schriften beschäftigte, im Mittelpunkt des Interesses. Die neuesten «Ergebnisse» und die kühnen Hypothesen auf textkritischem Gebiet hielten damals nicht nur die zünftigen Theologen, sondern auch ein breites kirchliches Publikum in Atem und wurden nicht nur in der wissenschaftlichen Fachliteratur, sondern auch in zahllosen populären Schriften leidenschaftlich diskutiert. Diese Zeit ist vorbei. Manche Erkenntnisse der damaligen Forschung sind heute unbestrittenes Gemeingut geworden. Anderes ist, weil unhaltbar, sang- und klanglos von der Traktandenliste der theologischen Verhandlung verschwunden. Was heute die theologischen Forscher und Lehrer, aber auch die Studenten und nicht zuletzt die Gemeinde bewegt und umtreibt, das ist die Frage: Finden wir wieder eine auf das

Evangelium gegründete Gesamtschau von Gott und Welt, Schöpfung und Erlösung, Geschichte und Natur, Mensch und Gut und Böse, Jesus Christus und seinem Werk; gibt es so etwas wie eine christliche Weltanschauung, eine auf das Evangelium gegründete Gesamtsicht aller Lebens- und Denkprobleme?

Nach einer solchen zusammenfassenden Darstellung des christlichen Glaubensgutes zu suchen, ist die Aufgabe der «systematischen» Theologie. Dass gerade diese Arbeit heute als besonders dringlich empfunden wird, hat seinen Hauptgrund darin, dass seit den 20er Jahren in rasch aufeinanderfolgenden Wellen eine ganze Reihe von solchen Philosophien oder Ideologien über unsere Welt dahingegangen sind, die sich alle als umfassende Heilslehren empfahlen. Zuerst, unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, die Ideologie der «Demokratie», die als sicheres Schutzmittel gegen den Militarismus und als Garantie für Freiheit und Frieden von den damaligen Siegermächten propagiert wurde; dann die Ideologie des Nationalismus (Fascismus), die als der einzige Weg zur Gesundung der Völker verkündet und praktiziert wurde; endlich die Ideologie des Kommunismus, die zwar in Russland schon lange herrschend, nach dem Zweiten Weltkrieg die halbe Welt explosionsartig eroberte.

All diesen Ideologien ist gemeinsam, dass sie nicht nur politische, gesellschaftliche oder wirtschaftliche Maximen, sondern eben «Weltanschauung» sein wollten, das heisst, dass sie auch alle unpolitischen Lebensbezirke, Kultur, Wissenschaft, Kunst, ja auch die Religion dem eigenen Grundgedanken unterordnen und dem eigenen System eingliedern wollen. Wie hätte es da anders sein können, als dass die christliche Kirche und an ihrer Spitze die christliche Theologie aufs tiefste bewegt wurde von der Frage: Was ist eigentlich unsere, die christliche Weltanschauung? Was haben wir als Ganzes diesen ganzheitlichen Gedanken- und Lebenssystemen gegenüberzustellen? Was ist unser, nach allen Seiten durchgedachtes, überall auf das Evangelium abgestütztes, in Ja oder Nein den andern Ideologien konfrontiertes «Bekenntnis»? Es ist also nicht nur eine Sache der wechselnden theologischen Mode, sondern eine in der geistesgeschichtlichen Lage unserer Gegenwart begründete harte Notwendigkeit, wenn heute die systematische Theologie innerhalb der übrigen theologischen Lehrstühle eine besonders wichtige Rolle spielt.

Diese klärende, ordnende und wegweisende Aufgabe der systematischen Theologie ist heute nur noch dringlicher geworden. Einmal hat sich die Zahl der konkurrierenden Ideologien noch vermehrt: Es gibt heute, obwohl noch nicht zu einer eigentlichen Philosophie ausgebaut, sondern erst in der kleinen Münze des Schlagworts umlaufend die «Weltanschauung des Westens», deren Grundbegriff die «Freiheit» ist; es gibt, auf demselben Boden des Westens, aber auch die Ideologie des nihilistischen Existentialismus. Dazu kommt, dass die Ideologie des Kommunismus nicht nur politisch viel angreifbarer, rasanter, siegesbewusster geworden ist, sondern dass sie immer deutlicher selber zur Religion geworden und mit dem christlichen Glauben in Gegensatz getreten ist.

Theologe von Format

Wenn nun für den freigewordenen Lehrstuhl der systematischen Theologie an unserer Hochschule ausgerechnet Helmut Gollwitzer vorgeschlagen wird, so steht dahinter die Überlegung: Für einen so entscheidenden Schlüsselposten kommt nur ein Theologe von Format, eine Persönlichkeit von grosser Spannweite des Geistes, ein Mann von anerkannter Überlegenheit als Mensch und als Denker in Frage, dem die Schulung der kommenden Pfarrergeneration in der Auseinandersetzung mit diesen verschiedenen Neu-Religionen und Ersatz-Religionen mit gutem Gewissen anvertraut werden darf. Darum steht für diesen Lehrstuhl Helmut Gollwitzer im Vordergrund, weil er vor allem eine, und zwar die mächtigste dieser Ideologien, den Kommunismus, so genau kennt, wie wohl kein zeitgenössischer Theologe; und zwar nicht nur aus Büchern, sondern aus eigener Erfahrung, aus persönlicher Begegnung und aus direkter Auseinandersetzung; ferner: nicht einfach zum voraus ablehnend, sondern (wie das echte Wissenschaft tut) kritisch prüfend, und darum: mit Gründen. Nicht dass die politisch-theologische Schulung der Studenten die

Der Kleine mit der Brille

Von Nino Erné

«Komm, wir gehen», sagt der Kleine unendlich sanft.

«Nein! Jetzt, grad nicht!»

«Wolltest du nicht eine Geschichte erzählen? Wir wurden eben gerade unterbrochen.»

Der Kleine mit der Brille

Von Nino Erbe

«Idiot!» sagte der Grosse, als die Trambahn, wie eine platzende Wurst aus allen Fugen quellend, erfüllt vom lärmenden Gezänk der Fahrgäste ausser Sicht georgelt war — «Du verdammter Idiot! Alle sind glücklich drin, bloss wir nicht.»

Der Kleine putzte verlegen an seiner Brille herum. Er hauchte die Gläser an, polierte sie mit einem hellen Seidentuch und setzte sie auf seine Vogelnase. «Ich weiss nicht, ob die da drin so glücklich sind», murmelte er nachdenklich. «Meine Brille ist übrigens noch heil, gottseidank!»

«Hätt'st sie ja in die Tasche stecken können», knurrte der Grosse. «Das ist es nicht allein», sagte der mit der Brille leise. «Hast du nicht die alte Frau gesehen? Wenn ich nicht abgesprungen wäre, läge sie jetzt auf der Strasse. Sie hing nur noch an einem Bein.»

«Philanthrop!» sagte der Grosse verächtlich und schnaubte durch die dicken Nüstern. Seine Stirn war noch ganz verzerrt von der Anstrengung, die Bahn zu entern. «Philanthroposophie, oder wie das Zeug heisst. Damit kommst du heute nicht mehr weit, mein Lieber, jedenfalls nicht in eine volle Trambahn. Ausserdem sollen alte Damen zu Hause bleiben. Hier gilt nur noch das Recht des Stärkeren. Natürliche Zuchtwahl, oder wie das Zeug heisst.»

«Ich weiss nicht», sagte der Kleine. «Wollen wir zu Fuss gehen oder die nächste abwarten?»

Der Grosse wollte lieber bleiben. Die nächste würde er sich nicht entgehen lassen, das sah man ihm an.

«Is gut», sagte der Kleine und seufzte. «Aber so einfach abtun kannst du das nicht, Karl.»

«Was denn?»

«Na, die Anständigkeit so im Allgemeinen», sagte der Kleine, aber seine Stimme klang sehr leise und vorsichtig, und er rückte ängstlich an der Brille. «So ein bisschen Hilfsbereitschaft, meine ich.»

Aber das hatte dem Grossen gerade noch gefehlt. «Ich will dir mal was sagen», meinte er, «du bist ein kompletter Esel!»

«Nun reg' dich doch nicht auf», versuchte der Kleine zu begütigen und hob abwehrend die magere Hand.

«Da soll sich ein Mensch nicht aufregen!» sagte der Grosse, und es grollte wie anschwellender Donner. «Ich weiss Bescheid, mein Lieber. Mir kannst du nix erzählen. Ich wollte auch mal anständig sein. Käse! Seit vier Monaten sitz ich und warte.»

«Worauf?» Der Kleine war sehr höflich. Er wollte seinen Gefährten um keinen Preis noch weiter reizen.

«Auf meine 70 Mark natürlich, worauf denn sonst?»

«Ach so», sagte der Kleine, aber der Versuch zu begreifen, blieb ihm im Halse stecken. Der Grosse sah ihn an. «Hab' ich dir die Geschichte noch nie erzählt?» fragte er misstrauisch. «Kein Mensch will sie mehr hören.»

Der Kleine freute sich, dass er die Geschichte noch nicht kannte und in aller Aufrichtigkeit begierig sein durfte, sie zu hören. «Schiess los!» sagte er, und es lag etwas väterlich Beschwichtigendes in seinen Augen.

«Also ich sitze da in meinem Büro», fing der andere an, als man ein Klingeln hörte und die erwartete Trambahn um die Ecke rasselte.

«Aufgepasst!» schreit da der Grosse und drückt sich seine Melone fest auf den runden Schädel, tief über die Ohren, damit man seine Kopfbedeckung nicht so leicht herunterschlagen kann. «Steck' deine verdammte Brille in die Tasche, und los!» Hastig kramt der Kleine sein Futteral heraus und will sein Okular mit den vor Aufregung zitternden Fingern verstauen, da sieht er, wie der Grosse seine Melone wieder abreisst und auf dem gewölbten Bauch zerknüllt.

«Himmel, Kreuz und Wolkenbruch!» brüllt er mit hervorquellenden Augen, «jetzt fährt das Biest einfach durch!»

Heftig klingelnd rasen die drei Wagen vorüber. Schadenfroh blicken die Leute, die in der Trambahn stehen, auf die Leute, die am Strassenrand warten...

«Komm, wir gehen», sagt der Kleine unendlich sanft.

«Nein! Jetzt, grad nicht!»

«Wolltest du nicht eine Geschichte erzählen? Wir wurden eben gerade unterbrochen.»

«Ach so, ja», sagt der mit der zerdrückten Melone und dem runden Kopf. «Also gut. Ich sitz da in meinem Büro, nicht wahr, in der Buchhaltung vom Stadttheater, und was das besonders Gemeine an der Sache ist: man schreibt den 24. Dezember. Verstehst du?»

«Wieso ist das gemein?» fragte der Kleine. Er wollte nicht aufbegehren, aber das ging über seine Fassungskraft. «Kannst dich doch freuen, wenn Weihnachten ist!»

«Eben», sagte der Grosse, «hab' ich auch. Hab' mich riesig gefreut auf den Abend. Meine Frau hatte gewaltig eingekauft.»

«Na ja», sagte der Kleine aufmunternd.

«Na ja eben», sagte der Grosse, «und da kommt also dieses Schwein zur Tür rein und sagt, es will den Chef sprechen.»

«Ein Schwein?»

«Herrgott nochmal, ja! Der Kerl, der mich reingelegt hat!»

«Ach so.»

«Also, er will den Chef sprechen. Der ist natürlich nicht da. Womit kann ich dienen? frage ich ihn. Vielleicht kann ich die Angelegenheit erledigen? Ich bin der Buchhalter. So, so, sehr angenehm, sagt er, ja, nein, wissen Sie, eigentlich wollte ich den Herrn Intendanten selbst... Worum handelt es sich, wenn ich fragen darf, hab' ich gesagt. Naja, und da erzählte mir der Kerl eine rührende Geschichte, er ist engagiert worden in einer anderen Stadt und hat sich auf der Bahnfahrt seine Brieftasche stehlen lassen, mit Fahrkarten und allem und sitzt nun mit Frau und zwei Kindern auf dem Bahnhof und kann nicht weiterfahren. Und weil er niemanden kennt in der Stadt, ist er einfach ins Theater gegangen. Zu Kollegen, hat er gesagt. Und ob der Herr Intendant ihm nicht das Geld für die Reise leihen könnte. Der Herr Intendant ist nicht hier, sage ich. Haben Sie Papiere? Aber selbstverständlich, sagt er und legt mir einen alten Pass vor. Heute kommt niemand mehr ins Theater, sage ich. Heute ist geschlossen. — Na, der Kerl macht ein so trauriges Gesicht, und ich denke, dass er mit Weib und Kind am Bahnsteig hockt, und denk an den Wein zum Abend und an den Christbaum und an die neue Pfeife, die meine Tochter mir schenken will, und da gab ich ihm 60 Mark für die Reise und 10 Mark dazu, damit er seiner Familie was kaufen kann, und lass' mir den Betrag quittieren: Bestätige, erhalten zu haben... und versichere, sofort nach Ankunft... zurückerstatten zu wollen... usw...»

Der Kleine starrte den Grossen von unten her durch seine Brillengläser an. «Bist doch ein doller Kerl», sagte er anerkennend.

«Hab' bis heute nichts wiederbekommen. Vier Monate sind's her. Vor drei Wochen hab' ich eine Karte an das Theater dort geschrieben. Vorgestern hat sie im Briefkasten gelegen: Adressat verzogen, oder unbestellbar oder was da nun draufstand.»

«Hm», sagte der Kleine.

«Das sind die Früchte der menschlichen Anständigkeit», sagte der Grosse. Sein Freund nickte betrübt und schüttelte den bebrillten Kopf. Der Buchhalter war zutiefst verletzt. «Ist das nun eine Schweinerei oder nicht?» fragte er. Wieder nickte der Kleine. Dann plötzlich sagte er mit seiner leisen, vorsichtigen Stimme: «Muss es dem schlecht gegangen sein, dass er sich zu so etwas hergegeben hat!»

Ein paar Minuten später standen die beiden auf einer Plattform der dritten Trambahn.

«Weisst du was», sagte der Kleine nach langem Nachdenken, «schreib die Geschichte auf und schick sie einer Zeitung, dann kriegt du dein Geld vielleicht wieder.»

«Wieso?» Der Grosse schien endlich friedfertig gestimmt.

«Ich dachte, wenn er das liest, schlägt ihm womöglich das Gewissen.»

Der Kleine ist ein wenig rot im Gesicht, vielleicht vom kühlen Fahrwind, der ungehindert hereindringt. Die Plattform ist gar nicht sehr besetzt. Der Kleine hat seine Brille aufbehalten, und ihr Rand glänzt golden in der Sonne.

mus, so genau kennt, wie wohl kein zeitgenössischer Theologe; und zwar nicht nur aus Büchern, sondern aus eigener Erfahrung, aus persönlicher Begegnung und aus direkter Auseinandersetzung; ferner: nicht einfach zum voraus ablehnend, sondern (wie das echte Wissenschaft tut) kritisch prüfend, und darum: mit Gründen.

Nicht dass die politisch-theologische Schulung der Studenten die Hauptaufgabe des Inhabers dieses Lehrstuhls wäre — wer wollte ausgerechnet einem Schüler und Nachfolger Karl Barths diese Verengung seines Auftrags zutrauen! — wohl aber dürfte gerade uns Schweizern, die wir verhältnismässig fern von der Realität des Kommunismus leben, eine lebendige Konfrontation mit dieser Ideologie und ihrem religiösen Messianismus gut tun, um eben an diesem Gegenüber die Grösse und Einzigartigkeit der biblischen Botschaft neu zu erkennen.

Von dorthier würde zweifellos die Lehrtätigkeit Helmut Gollwitzers ihre besondere Note erhalten. Dies allerdings, aber dies nicht allein. Vor allem wird er nämlich berufen sein, selbständig und auf seine Weise die Lebensarbeit von Karl Barth fortzuführen. Dazu ist er wohl unter allen seinen Schülern in besonders hervorragendem Masse befähigt. Die «neue Theologie», die wir Karl Barth verdanken, wird der Kirche nicht dadurch erhalten, dass man die verba magistri wörtlich weiter tradiert, sondern dass man die dem Lehrer in seiner Zeit geschenkte und von ihm in seiner Sprache ausgedrückte Erkenntnis in einer neuen Zeit und in der Sprache einer neuen Generation nochmals auszusprechen versucht. Es ist ja ein offenes Geheimnis, dass die jüngere Pfarrergeneration und erst recht die gegenwärtige Studentengeneration Mühe hat, die zwölf Bände der «Kirchlichen Dogmatik», die sie als Gesamtwerk in der theologischen Bibliothek vorfindet, auch wirklich durchzuarbeiten; da hatten es die Schüler und Zeitgenossen Barths leichter, Band um Band mit seinem Erscheinen sich anzueignen und so mit dem Lehrer Schritt um Schritt in der Erkenntnis weiterzuschreiten.

Darf zum Schluss noch ein bescheidener (zugegeben: lokalpatriotisch gefärbter) Wunsch ausgesprochen werden? Unsere Basler Fakultät hat sich in den letzten Jahren einen international anerkannten Namen geschaffen, nicht nur durch die von ihr herausgegebene «Theologische Zeitschrift», und nicht allein durch die Lehr- und Forschertätigkeit hervorragender Vertreter der übrigen theologischen Wissensgebiete, sondern vornehmlich durch die Persönlichkeit von Karl Barth. Studenten aus den verschiedensten Ländern suchen sie auf, angezogen durch ausgezeichnete Dozenten, deren Werk weltweit bekannt ist und diskutiert wird. Helmut Gollwitzer würde zweifellos, um den etwas barocken Ausdruck zu gebrauchen, eine «Zierde» dieser Fakultät bilden; er würde weiterhin nicht nur ausländische Studenten anziehen, sondern auch die schweizerischen Studenten veranlassen, den zweiten, wichtigeren Teil ihrer Studienzeit bei uns zuzubringen. In der Generation des Schreibenden, aber schon in der vorhergehenden, war es allgemeiner Brauch, dass man nach bestandenen propädeutischem Examen ins Ausland, hauptsächlich nach Deutschland, zog, weil an unsern schweizerischen Fakultäten zwar gute theologische «Handwerker», aber keine überragenden Lehrer der systematischen Theologie zu finden waren. Soll das wieder so werden? Wäre das wünschenswert? Sind wir es nicht unserer Fakultät und damit unserer ganzen Hochschule schuldig, dass ein Mann von Format an sie berufen wird — auch wenn um ihn Funken sprühen sollten?

Die besten Zeiten einer Universität sind bekanntlich nicht diejenigen, in denen der Lehrbetrieb gemütlich, wohlgeordnet, ereignislos dahinplätschert, sondern wo eine echte, lebendige, ernsthafte Auseinandersetzung stattfindet, ausgehend und anknüpfend an die Lehrtätigkeit anregender und zum selbständigen Denken nötigender Dozenten. Solche Zeiten sind für Lehrende und Lernende die fruchtbarsten. Sie helfen dazu, einen eigenen Standpunkt zu suchen, der nicht nur aus der Tradition übernommen ist oder auf billigen Schlagworten beruht, sondern mit guten, selbständig gefundenen Gründen unterbaut ist. Die Berufung einer besonders scharf profilierten Persönlichkeit wie Helmut Gollwitzer würde unserer kommenden Pfarrergeneration diesen Dienst tun.

Es wäre ein Armutszeugnis, wenn wir dem schweizerischen Studenten nicht die Fähigkeit zutrauten, sich ein eigenes Urteil zu bilden; es wäre aber auch ein Versäumnis, wenn wir ihm nicht die Gelegenheit böten, im Ja und Nein zu einem hervorragenden Lehrer die eigene Ueberzeugung zu finden und zu festigen.